

Akustische Lichtblicke

Vokalistin Ruth Wilhelmine Meyer und Tubist Lars Andreas

Haug faszinieren beim Konzert im Dunkeln im Sendesaal

von Gerd Klingeberg

Bremen. Zunächst noch kaum wahrnehmbar ist das schleierzarte Hauchen, das die tiefe Stille des Sendesaals durchbricht. Ganz allmählich erst formt sich aus feinem Wispern, rätselhaft wuselndem Geraune, unbestimmtem Summen und fiependem Piepsen wie das eines Vogeljungens im Nest eine melodische Linie. Die Zeit scheint verlangsamt, wie gedehnt.

Die geheimnisvolle, geradezu magisch anmutende akustische Szenerie kommt von der Bühne, ihr Ursprung lässt sich problemlos ausmachen. Was dabei von Lippen und Kehlkopf der norwegischen Vokalistin Ruth Wilhelmine Meyer erzeugt oder aber von ihrem Duopartner, dem norwegischen Tubisten Lars Andreas Haug auf dessen großem Instrument geblasen wird, ist indes nicht unbedingt auf Antrieb auseinanderzuhalten; denn jeglicher sichtbare Anhaltspunkt fehlt, nichts, noch nicht einmal die Silhouette der eigenen Hand unmittelbar vor Augen ist wahrnehmbar beim Konzert im Dunkeln. Ein merkwürdiges Gefühl von Unsicherheit, vielleicht sogar kurzfristiger Angstanwandlung stellt sich ein, wie immer dann, wenn in einer vorwiegend optisch bestimmten Welt ganz plötzlich nur das Ohr Orientierung vermittelt. Doch diese vielgestaltige phonetische Collage aus ruhig fließenden Klängen, die Melancholie eines fragilstimmigen Gesangs, die luftig-flüchtigen Töne der Tuba und die unverständlichen, weil wie vom Winde verwirbelten Wortfetzen hüllen angenehm ein, vermitteln unerwartet Heimisches.

Der Raum habe etwas Mystisches, wird Meyer später sagen. Womit sie nur bedingt recht hat; **es ist das sensible Ausloten seines akustischen Potenzials durch die beiden Musiker, das Zusammenspiel von Raum und Klang, das diese mystische Atmosphäre entstehen lässt.** Die Arrangements des Duos sind perfekt darauf abgestimmt und von bestechender Intensität. „Solveigs Lied“ (aus Griegs Peer Gynt Suite), wehmutsvoll angestimmt und von getupften Tuba-Kumuli untermalt, berührt mit ungeahnter, kaum steigerbarer Expressivität. Dass Meyer bei der Strophenwiederholung täuschend echt den flirrend hellen Klang einer singenden Säge imitiert, wirkt belustigend, aber steigert zugleich noch die ergreifende Ausdrucksdichte ihres Vortrags. Zum zweiten Höhepunkt wird die „Ode an die Freude“, die sich aus rhythmischem Hecheln, kehligen Gurgeln und näselndem Tuba-Knattern sukzessive zunächst verfremdet, aber schließlich erkennbar melodios entfaltet. **Ein faszinierendes Hörerlebnis.**

